

Was der Postbote erzählt.

Von Georg Werber.
Vollig wankeln die Gedanken
Dornenwälder Weg zurück.
Klingel doch schon aus der Ferne
Hinterlägen, Hinterlägen!

Stammend Blick des Kindes Auge,
Anborendlich ist ihm Schein,
Doch der alten schönen Wälder
Reise doch die Mutter weint.

Was dem Kinde unbegreiflich,
Sagt mein Herz nun selber laut:
Mutter hatte beim Erzählen
Ihren eignen Kindeleid.

Postlagernd.
Eine Skizze aus dem Leben von Reinhold
Ortmann.

An dem Schalter des Bahnhofs...
Ausgegeben werden, tritt ein mit aus-
gezeichnetem Gelegenen Herr von
ungefähr dreißig Jahren — vom
Scheitel bis zur Sohle der Tapas des
vornehmen, blauen Leibesmannes.

Unter dieser Chiffre ist nichts ein-
gelaufen.
Der Herr läßt einen Auswurf ärger-
licher und halb ungläubiger Lieber-
schaft vernahmen.

Der Beamte zählt die Worte, macht
die erforderlichen Eintragungen und
empfangt den herausgerechneten Ge-
bührenbetrag. Während der Aufgeber
die goldstrotzende Börse wieder in die
Tasche greifen läßt, fragt er noch ein-
mal:

„Und Sie sind Ihrer Sache ganz
sicher? Der Brief kann nicht vielleicht
verlegt worden sein?“
„Nein — das ist ausgeschlossen.
Aber Sie können sich ja später wieder
erkundigen.“

„Dank!“ klang es hochmütig zu-
rück. Und mit verdrießlicher Miene
verläßt der elegante Herr das Post-
amt.

ten lassen. Sein hübsches Gesicht ist
freudig und sein Herz klopt mit voller
Beschleunigung; denn er ist sich mit voller
Sicherheit bewußt, daß er mit diesem
Kügelchen aufgehört hat, ein recht-
schaffener Mensch und ein pflichtge-
treuer Beamter zu sein. Aber wenn
es nicht bloß Ehre und Zukunft, son-
dern auch das Leben gegolten hätte —
er wäre nicht mehr inkandente ge-
wesen, der Versuchung zu widerstehen.
Darüber wenigstens, ob sie wirklich
in die Hände dieses Stadtkonstanten
Frauenjägers gefallen war, mußte er
Gewißheit haben. Und wenn es so
war, so konnte er nicht den Vermitt-
ler ihrer an ihn gerichteten Liebes-
briefchen machen — er konnte nicht,
und wenn es hundertmal seine be-
schönerte Pflicht war, es zu thun.

Um vier Uhr wird der Sekretär
Konrad Braun abgelöst, und er ver-
läßt das Postamt, ohne den unter-
schlagenen Brief an seinen Platz zu-
rückgelegt zu haben. Der Vorleser,
der ihm begegnet, sieht sich durch sein
schlechtes Aussehen veranlaßt, ihn zu
fragen, ob er sich trant fühle. Aber
der Sekretär verneint mit niederge-
schlagenen Augen und schiebt sich eilig
hin aus. Auf der Brust verpüßt er
ein Brennen, wie wenn er da statt
eines Briefes, der ihm nicht gehört,
ein Stück glühenden Eisens verwahrt
hätte. Und doch ist er noch wie vor-
entschlossen, ihn zu erbrechen, auch
wenn es ihm seine Ehre und seine
Zukunft kostet. Er kann nicht an-
ders — der Richter, der über alle
Richter gesetzt ist, wird ihm verzeihen.
Denn er weiß, daß auch der Beamte
ein menschliches Herz in der Brust
trägt, ein armes, schwaches, zuckendes
Herz, das sich in verzweifelter Gegen-
wehr auflehnt, wenn ihm zugemutet
wird, was es nicht ertragen kann.

Die Pendule im Vestibül des
vornehmen Hotels verkündet eben mit
seiner silbernen Schlägel die fünfte
Nachmittagsstunde, als einer der
Großmüden in die Veltüre einer Zeit-
ung vertieften Herrn Bobo von Sim-
mern meldet, daß jemand da sei, der
ihn in dringender Angelegenheit zu
sprechen wünsche. Verdrücklich erbe-
ugt sich der elegante Herr und tritt in
das Vestibül hinaus, wo ihn der andere
erwartet. Er sieht, daß es ein gut-
gekleideter junger Mann ist mit einem
blonden Schnurrbart und einem hübschen
offenen Gesicht, das ihm bekannt
vorkommen will, obwohl er sich nicht
erinnert, wo er es bereits gesehen.

„Wo Simmern!“ — Sie wün-
schen?“
„Ich bin der Postsekretär Braun
und ich — ich möchte Ihnen etwas
übergeben. Aber es kann nicht hier,
sondern nur an einem Orte geschehen,
wo ich ohne Zeugen mit Ihnen spre-
chen kann.“

Bobo von Simmern zieht die
Brau in die Höhe.
„Wo? — Ohne Zeugen? — Ich
verstehe nicht recht. — Sind Sie
nicht übrigens derselbe Postbeamte,
mit dem ich heute am Schalter gespro-
chen habe?“
„Ja, und —? Was haben Sie
mir denn zu geben?“

„Einen für Sie eingelaufenen Brief.
Aber ich wiederhole, daß es nur unter
vier Augen geschehen kann.“
In dem bescheidenen und doch
festen Ton des jungen Mannes ist
etwas, das den Freiherren betanlagt,
seinem Verlangen nachzugeben, so
sonderbar es ihm auch vorkommt. Er
fordert ihn mit einigen kurzen Worten
auf, ihm in sein Zimmer zu folgen.
Und da bleibt er mit über der Brust
verkrüppelten Armen am Tische stehen.

„Wo? — Jetzt sind wir unter vier
Augen. Wo ist der Brief?“
Konrad greift in die Tasche und
überreicht ihm ein schmales längliches
Billet, das auf der Adresse neben der
Angabe der Stadt und des Postamtes
die Chiffre F. H. 25 trägt. Bobo
von Simmern überfliegt die Auf-
schrift und dreht den Brief zwischen
den Fingern.

„Ja, zum Henker, was soll denn
das heißen? Der Brief ist ja geöff-
net.“
„Ganz recht, mein Herr — und
eben deshalb bin ich selbst gekommen,
ihnen auszuhandeln. Denn ich
war es, der ihn erbrach.“

Der Andere läßt die Hand sinken
und starrt ihn mit großen Augen an.
„Wo? — Da möchte ich doch schwe-
rlich um eine Erklärung bitten.“
„Sie soll Ihnen zu Theil werden,
sobald Sie das Schreiben gelesen ha-
ben. Vorher würden Sie mich viel-
leicht noch schwerer verzeihen.“

Bobo von Simmern tritt näher an
das Fenster und liest:
„Geehrter Herr von Simmern!
Wohl komme ich hiermit meinem Ver-
sprechen nach, Ihnen an die erste
Station Ihrer Reise postlagernd zu
schreiben, aber ich muß Sie von vorn-
herein um Verzeihung bitten, wenn
der Inhalt meines Briefes Ihren Er-
wartungen nicht entspricht. Denn ich
habe inzwischen Zeit gehabt, mich zu
bestimmen und ich bin zu der Erkennt-
nis gekommen, eine wie große Scham-
losigkeit ich mit der halben Zusage be-
ging, die ich Ihnen vor einigen Wo-
chen nach unserer ersten Begegnung
gegeben. Ich muß halb von Sinnen
verrückt sein, als ich mich von den
schönen und lebenden Zukunftsbildern
bestechen ließ, die Sie mir ausmalten.
Denn mein Herz — ich muß es offen
ausprechen — mein Herz hat mich
auch damals nicht für einen Augen-

blick zu Ihnen gezogen. Ich liebe Sie
nicht und ich würde Sie niemals lie-
ben können, auch wenn Sie alle Schätze
der Erde vor mir ausbreiteten.“
Der Besende blüht auf. Seine
Stirn hat sich in tiefe Falten gezo-
gen.

„Ich will doch nicht hoffen, daß
irgend Jemand sich unterstanden hat,
von dem Inhalt des Briefes Kenntnis
zu nehmen!“ sagt er mit schneidender
Stimme. Aber der junge Postbeamte
läßt sich nicht einschüchtern, sondern
neigt behäbig den Kopf.

„Doch! — Denn in der Absicht, ihn
zu lesen, habe ich ihn an mich genom-
men und geöffnet.“
„Hör, das ist —! — Sie müs-
sen entweder verrückt sein oder das
ist die ungeheuerlichste Unverschäm-
theit, die —“

„Möchten Sie nicht erst zu Ende
lesen, mein Herr?“
„Ja, zum Henker, weshalb denn?
— Was kümmert Sie überhaupt die-
ser Brief und sein Inhalt?“

„In aufstrebendem Jörn hat er das
Blatt zu Boden geworfen. Der blinde
junge Mann aber blüht sich ruhig, um
es aufzuheben.“

„So erlauben Sie mir, Ihnen die
letzten Zeile vorzulesen, bis zu denen
Sie offenbar noch nicht gelangt wa-
ren. Da heißt es: Ich bin für mich
in meinen Gedanken betrogen habe, weiß
ich doch, daß er mir niemals verzeihen
könnte. Und der verzweifelte Schmerz,
den ich darüber empfinde, ist mir Be-
weis genug, daß ich nie einem anderen
angehören konnte — auch Ihnen nicht,
der Sie mit Ihrer verführerischen
Beredsamkeit als mein namenloses
Glend verheiratet haben.“

„Geben Sie das Blatt her,“ fällt
ihm der Freiher in die Rede. „Ich
fange nachher an, den Zusammen-
hang zu verstehen. Den besten und
treuesten Menschen, von dem da die
Rede ist — ich habe vermuthlich das
Vergnügen, ihn in Person vor mir
zu sehen.“

„Ich betradete mich bis vor eini-
gen Wochen als der Verlobte des
Fräulein Hahnd.“
„Und Sie würden sie geheiratet
haben, wenn —“

„Wenn Sie nicht Ihre — vermuth-
lich oft bedenklichen Verführungskünste
ausgeübt hätten, um das unerschä-
tete Mädchen zu betören. Ja, Herr
von Simmern, das hätte ich getan,
denn ich bin ein ehrlicher Mann.“

„Ich will helfen, daß das nicht
etwa eine Anzüglichkeit sein soll, die
unserer Unterredung sehr rasch ein
Ende bereiten würde. Und was die
Berufung auf Ihre Ehrlichkeit anbe-
trifft — seit wann gibt es für das
Charakterkriterium eines ehelichen Man-
nes, fremde Briefe zu unter schlagen
und zu erbrechen?“

„Ich mache in dieser Hinsicht keine
Entscheidungsgründe geltend und
nehme keine Rücksicht in Anspruch. Es
ist selbstverständlich Ihr gutes Recht,
meine Verführung an der zuständigen
Stelle zur Anzeige zu bringen. Und
als ich mich auf den Weg zu Ihnen
machte, habe ich auch gar nichts an-
dres erwartet. Aber das ist eine
Sache, die ich nur mit meinen Rich-
tern und mit meinem Gewissen abzu-
machen haben werde. Ich habe Sie
sofort erkannt, als Sie heute zu mir
an den Schalter traten und ich sagte
folglich den Verdacht, daß der Brief,
nach dem Sie fragten, von Friedrich
sein könnte. Denn ich wußte, daß
Sie schon früher wiederholt den Ver-
such gemacht hatten, sich ihr zu nä-
hern. Ein einziger Blick auf die
handschriftliche Umschlagbeschriftung
mich, daß meine Vermuthung richtig
gemessen war. Und weil ich die Ge-
wissheit hatte, daß es Ihnen bei einer
Liebels mit ihr um nichts als ein
flüchtiges Vergnügen zu thun sei,
mochte ich mir zunächst helle Gewiß-
heit verschaffen... Ich kann mein
Vergehen nicht bereuen, denn es hat
mich zu dem glücklichsten aller Men-
schen gemacht. Von Ihnen aber be-
anspruchte und erwarde ich keine Scho-
nung. Von Ihrem Standpunkte aus
habe ich sie ja auch wohl kaum ver-
dient.“

„So will mir's allerdings scheinen.
— Natürlich tragen Sie sich jetzt mit
dem Gedanken, sich mit Ihrer ehema-
ligen Verlobten auszuöhnen und sie
zu heiraten.“

„Ich trage mich mit keinem anderen
Gedanken als mit dem, ihr das besse-
re Geschäft abzuliegen, das Sie soeben
von mir empfangen, und ihr zu sagen,
daß ich ihr von Herzen alles erbeuge,
was sie mir angethan. Darüber hin-
aus kann ein Mensch in meiner Lage
wohl keine Zukunftspäne mehr ma-
chen.“

„Sie würden natürlich Ihre Car-
riere als Postbeamter aufgeben müs-
sen, wenn ich Sie zur Anzeige brä-
te. Und Sie hätten obendrein eine Ge-
-

gnüthige zu erwarten. Und bei
allem dem hätten Sie sich für einen
glücklichen Menschen.“
„Ja, mein Herr! Denn ich werde
mit Freude tragen, was ich im vol-
len Bewußtsein der unermesslichen
Folgen über mich heraufbeschworen
habe — wenn ich nur weiß, daß die,
der noch immer meine ganze Liebe ge-
hört, vor Schande und Enttäuschung
betäubt bleibt.“

Er schen das Gespräch als beendet
anzusehen, denn er wandte sich zur-
ück. Als er seine Hand auf den
Drücker legte, hörte er ein Geräusch
wie von einem heftigen Zerreißen eines
Papierblattes und unmittelbar
darauf Bobo von Simmern's scharfe
herliche Stimme:

„Wenn ich die Geschichte mit dem
Briefe nicht zur Anzeige bringe, geben
Sie mir dann Ihre Ehrenwort, Fräu-
lein Frida Hahnd zu heiraten? —
Bitte — ohne Umschweife und Re-
denarten: ja oder nein?“

„So wahr ich lebe: ja, ja und tau-
sendmal ja!“

„Dann ist die Sache also erledigt
und Sie können ihr kalt meiner auf
ihre postlagernde Epistel antworten.
Den Leuten am Schalter aber werde
ich künftig in ähnlichen Fällen etwas
schärfer auf die Finger sehen. — Wie
zum Henker soll man wissen, ob man
da nicht einen zum Tode getränkten
Schnaps hinter dem Schietesfenster zu
sehen hat! — Guten Abend!“

G. Witterwollen.

Von Ernst Oberm.
„Solch ein Leben ist für mich auf
die Dauer geradezu unerträglich.
Raum nach Hause gekommen, habe ich
nur meine ewigen Verwürfe anzuhö-
ren. Als ob ich nicht schon genug
Vergewissung im Geschäft hätte...“

Egon Würzburg durchmach mit kur-
zen, nervösen Schritten das elegante
Wohnzimmer und warf einen unmu-
thigen Blick nach der lauschigen Stie-
ge hinüber, wo seine Frau an einer Stie-
gerarbeit arbeitete.

„Ich ist vielleicht meine Schuld,
wenn unsere Charaktere so himmel-
weit verschieden sind!“ Egon richtete
sich langsam auf.

„Dann also die meine?“ Egon
kreuzte die Arme auf der Brust und
blieb stehen. Die Gatten sahen sich
in der Augen. Eva brach zu-
erst das Schweigen.

„Nein, das geht wirklich zu weit...
Meine Gespräche langweilen dich,
wenn du es nicht überhört vor-
ziehst, mir Rute zu geiseln. Wagt
ich einen Widerspruch, geräthst du in
Jörn. Erzähle ich von Leuten von
meinen Freundinnen, vom Frauen-
club, so fällt dir das auf die Nerven.
Niemand kann ich bei dir Recht bekom-
men. Die einfachste Frage bringt dich
häufig in Aufregung...“

„Weil du keine Fragen leidet mit
Vorliebe gerade dann stellst, wenn ich
arbeite.“

„Das ist aber doch die einzige Zeit,
in der wir ungestört beisammen
sind...“ Wenn ich darauf warten
solle, bis es dir endlich paßt, dich mit
mir zu unterhalten, dann könnte ich
unter dessen zum Nordap fahren und
wieder zurück sein.“

„Tue das! Es bleibe dann noch
immer Zeit genug übrig für das, was
wir uns zu sagen haben.“

„Du bist heute von einer Lieblich-
keit...“

„Ich sage nur meine Meinung.
Ueberdies besteht unsere ganze Unter-
haltung ja nur aus Streit. Wir
können überhaupt kaum ein Dugend
vernünftige Worte wechseln, ohne in
stundenlange Differenzen zu gelan-
gen.“

„Du hast recht. Dies Leben wird
unerträglich! Deshalb glaube ich,
wäre es wohl das Beste...“

„Wenn wir uns scheiden ließen!
Ganz einverstanden!“

Eva Würzburg sah ihren Gatten
etwas verwirrt an. Daß er sich so
leicht in den Gedanken der Schei-
dung finden würde, hatte sie nicht er-
wartet. Doch das wollte sie nicht
merken lassen.

„Nicht ein Cigarre an und die
blauen Ringe in die Luft. Dann
breite er sich behaglich auf seinem
Sessel. „Mein altes, schönes Jun-
gerleben wird seine Ausbreitung
finden...“

„Zunächst nach Tiefensee, in unser
Landhaus... bis ich eine andere
Wohnung habe.“

„Sehe wohl. Eindrungen meiner-
seits hast du nicht zu befürchten.“

„Die würde ich mir auch verbit-
ten!“

Egon nahm in einem Schaufel-
Platz und wippte, gleichmütig an die
Decke starrend auf und nieder. So ein
gefühlloser Mensch. Eva mußte, daß
es mit ihrer Fassung vorüber wäre,
wenn sie hier noch länger verharzte.

Diese Wölfe durfte sie sich nicht geben.
Kampfhaft presste sie ihr Taschentuch
auf die Lippen und raufte zum
Zimmer hinaus. Egon würdigte sie
keines Blickes.

In ihrem tolesten Boudoir, auf der
Ottomane, barg sie das Haupt in den
Händen. Ihr war todessträubend zu
Muth. Ihre Augen schmerzten und
doch konnte sie nicht weinen. Lieber
die Wühlpracht des Gartens

schmeiße ihr Bild nach dem dunkel-
blühenden Abendhimmel des zur
Nähe gehenden Sommertages. Drau-
ßen auf dem Hofe der Sonne das
Schiedelieb. Dazwischen piff ein
Tausend seinen ledigen Vortrag. Fröhliche
Menschen belebten die Straßen. Wie
schienen sie glücklich, des Lebens froh.
Eva Würzburg schloß verzweiflungsvoll
auf...“

Der Aufstehfall in dem ruhigen
Landhaus war für ihre Nerven und
wohlthätiger Wirkung. Die gesell-
schaftlichen Verpflichtungen hatten die
Gatten im vergangenen Winter be-
sonders stark in Anspruch genommen.
Ein Vergnügen jagte das andere.

„Von Theaterpremiere...“ zu
„Garten, Bagaren, Rostküsten und
Gassen. Eigentlich hatte Egon doch
recht, wenn er sich jetzt, nach ihrer
Trennung, auf sein ruhiges Heim
setzte, denn diese Zeit nach dem
Vergnügen zog sich durch die ganze
Zeit ihres fünfjährigen Ehelebens hin.
Das gemütliche Familienleben und
den unperfekten Genuss einer bequemen
Hauslichkeit kannten beide nur dem
Namen nach. Ihre Nerven waren
überreizt. Die Lust zum Wider-
spruch erwachte und erregte hässliche
Szenen unter den beiden Gatten wa-
ren die Folge.“

„Eines Morgens — es mochten etwa
vierzehn Tage seit der Ueberredung
Evas nach Tiefensee vergangen sein
— erwachte sie durch die hauptstädti-
schen Zeitungen von einem aufsehens-
erregenden Selbstmorde. Es waren
dramatische Umstände, die den Frei-
herren Karl Hahnd, einen Wetter-
hohn, in den Tod getrieben hatten.
Vor wenigen Monaten erst war eine
Gattin plötzlich verschieden, die er
ärtlich geliebt. Vergeblich suchten
ihm Freunde und Verwandte zu trö-
sten. Holtens Energie und Lebens-
muth waren gebrochen. Er griff zur
Pistole. Sein einziges Kind, die
kleine Mary, empfahl er der Obhut
Egons.“

„Ein Telegramm ihres Gatten gab
Eva hier von Kenntniß. Ihr Ent-
schluß war gefaßt. Die Pflicht schrieb
ihrem zart empfindenden Frauenherzen
den Weg vor. Ihr Platz war
auf der Seite der Waisen. Noch
in demselben Abend trat sie in Egons
Wohnung ein...“

„Wir bin ich dir dankbar, Eva,
daß du unsere persönlichen Differen-
zen in diesem Augenblick vergaßest,
im mir über die ersten schweren Tage
inwegzuleiten...“

Die Kleine fühlte sich so unglücklich!
Ihr fehlte eine liebende Hand. Und
sie bin doch ganz unerfahren in der
Behandlung solch eines zarten Ge-
schöpfes.“

„Arme Mary!“ Eva beugte sich
helfend über das weiche Bett-
chen, in dem die Kleine schlief. „Sie
sieht bleich aus.“

„Die Waldluft wird ihr wohl
thun.“

Eva wandte sich kurz um. „Wißt
du Mary bei Fremden unterbringen?“

„Ja, in einer Försterfamilie...“

„Was bleibt mir denn weiter übrig!
Hierherfahnen kann ich sie doch nicht.
Wer sollte sich denn um das Kind be-
kümmern.“

„Du, natürlich, würdest nicht so ge-
handelt haben!“

„Mein Selbstmord ist feige.“

„Defensiv in diesem Falle, wo die
tatsache Berechnung im Kampf gegen die
aufsteigende Liebe unterlag.“ meinte
Eva fastlich. „Dir könnte so
etwas nicht passieren. Dazu bist du
viel zu praktisch veranlagt. Steiß
bedachtlos und mit Ueberlegung
lehrt deine Denke...“

„Die mir leider nicht deine Runei-
gung einbrachte, trotzdem ich mich
redlich darum bemühte...“ Eva habe
es wohl nicht verstanden, daß zu gewin-
nen.“

Eva erschauerte. „Ach... Ich mich
doch aus dem Spiele. Was wüßte ich
denn damals eigentlich vom Leben.
Niemand hat mich gelehrt, welches
Mach von Selbstverleugnung die Frau
in der Ehe bester muß. Meine Mut-
ter, die mir hätte rathen können, hat's
selbst zu früh.“

Der bittere, anklagende Ton ihrer
Stimme ließ Egon jetzt aufblicken. Er
machte seiner Frau an Höflichkeit
nicht nachsehen. Deshalb fand auch
er entscheidende Worte.

„Diese Selbstverleugnung hat aber
die Voraussetzung, daß man sie Je-
mand, der ihrer würdig ist, zuwen-
den kann...“

„Und ich bin überzeugt, daß ein
Mann, der den tiefen, inneren Werth
seines Lebens richtig kennt, in dir
eine ideale Gattin finden würde.“

„Ich werde mich nicht mehr verheir-
athen“, hauchte Eva. Sie lenkte den
Kopf. In ihren Augen schimmerte es
leucht.

Die Stille des Zimmers lastete auf
ihnen wie ein Alp. Auf ihren Lippen
schwebten Veröhnungsworte. Und
doch schwiegen sie. Die Furcht, den
Spott des andern hervorzuheben, hielt
sie zurück.

Egon erhob sich. Mit leichtem Druck
umschloß er Evas Hand, die sie ihm
nicht entzog.

„Vergiß... Du wußt ja nicht,
was ich an den Tagen unserer Tren-
nung litt. Ich kann nicht daran
glauben, daß ich mich alles aus dem
sein soll...“

„Ob ich wußte? ... Ihre Augen
gaben die Antwort, als sie sich, unter
Tränen schielend, an die Schulter
Egons schmiegte.“

„Und nicht wahr, jetzt brauche ich
auch nicht nach Tiefensee zurückzu-
gehen!“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

Damenleben.

Die Zeiten, da die Frau die stille
Hüterin des häuslichen Herdes war
und zugleich das Symbol stiellicher
Thätigkeit, scheinen endgiltig vorüber
zu sein. Immer energischer tritt sie
als Concurrentin des Mannes in den
allgemeinen Wettbewerb ein; das
Recht auf Arbeit stand ihr ja immer zu
in den langen Jahrhunderten der Ver-
gangenheit, das Recht auf Verdienst
und freie Verfügung über das Ver-
dierte hat sie sich erst in den letzten
Jahren endgiltig erkauft. Und an
den Sportübungen nehmen die Frauen
in immer größerer Zahl Theil, und
zuletzt taumeln sich die jungen Mädchen
auf grünem Rasen beim Spiel, das
nicht mehr viel gemein hat mit dem
alten Ballwerfen oder dem tolesten
Hauenspielen früherer Tage.

Jetzt aber strebt die Frau sogar die
Hand nach der Waffe aus! Zwar ist es
vorläufig noch ein großes Spiel, das
nicht darauf bedacht ist, zu tödnen
oder zu verumunden. Die Tage, da die
Damen ebenfalls die Spuren ihrer
Waffenübungen an Stirn und Wange
herumtragen, sind — Gott sei Dank
— noch in nebelhafter Ferne. Aber
das Erschreckende, Stählende, das ge-
rade der Heftigkeit hat, reizt auch die
Damenwelt, den friedlichen Waffen-
kampf zu verjuden. In Paris beliebt
seit Kurzem eine Hechtatademie für
Damen, welche eine ganze Anzahl
Hechtterinnen aus aller Herren — aber
besser Frauen — Ländern in der Hecht-
kunst unterrichtet. Das leichte Florett
ist eine Damenwaffe par excellence. Seine Handhabung er-
fordert mehr Geschicklichkeit als Kraft,
und da die Gegner öftliche Bewegungs-
freiheit haben und die Kraft des Sto-
ches durch den Ausfall verflüchtigt wird,
so fällt das Florettfechten nicht nur
den Arm, der ganze Körper ist in steter
Bewegung, und das Auge muß in
ununterbrochener Spannung jede Be-
wegung des Gegners verfolgen. Von
besonderem Einfluß ist aber der Hecht-
sport auf den Charakter, keine andere
Sportübung übt so zwingende Gewalt
auf die Entwicklung der Persönlichkeit
aus als die Vertrautheit mit der Waf-
fe. Hier öffnet sich nun eine weite,
neue Perspektive. Ein Pariser Schrift-
steller schlägt dem schöneren — man
darf wohl nicht mehr sagen: schmück-
ren — Geschlecht bereits vor, zunächst
dem Manne, dem sie sich fürs Leben
anvertrauen wollen, mit der Klinge in
der Hand gegenüberzutreten, um so im
friedlichen Kampfe am leichtesten aus
seinen Attiden, Finten und Paraden
seinen Charakter zu erkennen. Er
meint, daß dadurch mandmal viele
erhellere Kämpfe in den späteren Jah-
ren der Ehe vermieden werden könn-
ten. Vielleicht erweist sich in diesem
Falle aber sogar das abgemessene
Florett als zweifelhafte Waffe.

Die ersten Schiffspanzerungen.
Im Hinblick auf die lebhaften Erör-
terungen über Panzerschiffe, Panzer-
ungen und Kanonen: erinnert ein
französisches Blatt an einen Artikel
des „Journal de Savants“ aus dem
Jahre 1816, der von den ersten Panzer-
schiffen handelt, und der zeigt, wie
weit der Weg die Technik von den ersten
schlichteren Versuchen bis zu den heu-
tigen riesenpanzern zurückgelegt hat.
Es heißt da:

„Die jetzt in England gebauten
Dampfschiffe haben verschiedene Grö-
ßen, je nach dem Zweck, dem sie dienen
sollen. Auf dem Clyde in Schottland
gibt es Schiffe bis zu 90 englischen
Fuß, deren Räder von einer Kraft be-
reitet werden, die viel größer als die
von 30 Pferden ist...“

„Hand auf's Herz! Ihr werdet von
einer Bande von politischen Beutejäg-
ern regiert, mit denen gesellschaftlich
zu verkehren Euch nicht einfallen
würde.“

„Sie haben Recht,“ antwortete
der schlagfertige Panzer, „aber Ihr
werdet von einer Clique von Leuten
regiert, denen es gar nicht einfällt, mit
Euch gesellschaftlichen Verkehr zu pfe-
gen!“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“

„Aber gewiß, Lieblich, das müßt
du schon Marks wegen...“